Preußen, und es war hübsch anzusehen, wie die drei Monarchen hoch zu Roß mit kräftigem Handschlag ihr Bündnis abschlossen. Die Lieblingsfigur des Stückes war Blücher, den Napoleon öfters einen „versoffenen Husaren" nannte. Die Schlacht bei Leipzig wurde durch Böllerschüsse hinter dem Dorfe markiert, und als dann schließlich der „versoffene Husar" den „schlauen Fuchs Napoleon" ganz klein gekriegt hatte, da reichten sich die drei Verbündeten wiederum die Hände und das Stück schloß mit dem von sämtlichen Spielern angestimmten Choral: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Aus der Welt der Frau.

Deutschlands Gemüsereichtum.

Rezepte aus der „grünen Küche" unserer Vorfahren.

Die Absicht unserer Feinde, uns durch Aushungerung zu besiegen, haben wir bisher so glänzend zu schanden gemacht, daß heute wohl kein vernünftiger Mensch mehr an unserer Kraft zum Durchhalten zweifelt. Die Aushungerungspolitik Englands hat sogar noch ein Gutes gehabt: Wir besinnen uns wieder auf das, was unser eigener Boden uns in so reichem Maße bietet, und mit besonderem Stolz werden wir in diesem Jahr unsere deutschen Früchte und unsere deutschen Gemüse genießen, die in ihrer Güte und Reichhaltigkeit ja auch wahrlich nichts zu wünschen übrig lassen. Allein so sonderbar es auch klingen mag, in der Reichhaltigkeit der „grünen Küche" waren unsere Vorfahren uns in mancher Hinsicht fast über, und so mag es denn vielleicht manchen interessieren, darüber näheres zu hören, vielleicht ein oder das andere Rezept einmal selbst auszuprobieren oder es sich doch zur Anregung dienen zu lassen.

Bei der in früheren Zeiten fast allgemein überwiegenden Vorliebe für Fleischkost spielte die pflanzliche Nahrung freilich nur eine Nebenrolle, wobei aber auch anzunehmen ist, daß das damalige Gemüse, was seinen Geschmackswert betrifft, unserem heutigen nicht gleichzustellen ist. Denn von all den im Lauf der Zeit ausfindig gemachten Kultivierungsmethoden der modernen Gärtnerei wußte der Gärtner vor dreihundert Jahren selbstverständlich noch nichts. Immerhin war die Auswahl der Gemüse seiner Zeit so groß, daß sie uns, selbst im Vergleich mit der dem Gemüse immer mehr Raum gebenden Küche unserer Tage, doch noch manches Neue bringt.

Die warmen Gemüse, deren Zubereitung mit Butter und Fleischbrühe übrigens nicht viel von den jetzt gebräuchlichen Kocharten abwich, galten zwar an vornehmen Tafeln nicht für fein, wurden aber gleichwohl, besonders an Fasttagen, gern gegessen. Neben den bekannten Kohl- und Krautarten kochte man ebenso wie heute auch Kohlrabi, rote, gelbe und weiße Rüben — letztere namentlich als Zugabe zum Hammelfleisch — ferner Spinat, den man auch süß oder als „Torte". Ähnlich wie unseren Pudding zubereitet, Lauch, Artischocken und Kürbis. Größere Kraut- oder Kohlköpfe wurden außerdem häufig mit pikant gewürztem, fein gehacktem Fleisch gefüllt. Sehr beliebt waren die Hülsenfrüchte, unter denen die Erbsen, die damals noch wenig angebaut und daher sehr teuer waren, geradezu als Delikatesse galten, so daß Erbsen mit Speck sogar zeitweilig ein feines Mittagsgericht abgaben. Am geschätztesten waren natürlich die jungen grünen Erbsen, und zur Zeit der großen „Erbsenmode" — gegen Ende des 17. Jahrhunderts — waren Preise bis zu fünfzig Taler für den Liter Erbsen keine Seltenheit. Besonders raffinierte Köche pflegten die Erbsen, um eine zarte Färbung zu erzielen, sogar in Milch zu kochen.

In der bürgerlichen Küche war es üblich, auch einige Getreidearten in Gemüseform zuzubereiten und als „Zugemüs" zum Fleisch zu reichen, so z.B. Gries, Gerste oder Hirse. Feldfrüchte, die auch zuweilen mit gehacktem Fleisch zusammengekocht wurden oder als Unterlage für gebratenes Wildgeflügel dienen mußten; auch getrocknete oder frische Äpfel, Birnen, Erdbeeren, Pfirsein u. dergl. wurden häufig in Gemüseform gekocht und bildeten beliebte Beilagen zu Braten oder Geflügel. Die Kartoffel dagegen fand man damals nur auf den vornehmen Küchenzetteln und zwar vielfach als Kartoffelmus, das man allerdings — mit Fleischbrühe und Milch — schon sehr schmackhaft zuzubereiten verstand. Der Grund dieser uns heute fast unbegreiflich scheinenden Ausnahmestellung der Kartoffel lag bekanntlich in der nur schwer zu beseitigenden Unlust der deutschen Bauern, die fremde und eben erst eingeführte Frucht anzubauen, sodaß man sie für schweres Geld aus dem Auslande beziehen mußte. Fand sich ja sogar Friedrich der Große noch genötigt, den Anbau der Kartoffel zwangsweise einzuführen!

So wenig sich nun die feine Tafel mit warmen Gemüsen abgab, so reich war sie mit Salaten aller Art besetzt. Was sich nur halbwegs eignete, wurde als Salat zubereitet, ja, Endivie, Blankkraut und Borgel mußten sogar auch ihre dicken Stiele opfern, nur die Reihe der Salatgemüse zu vermehren. Die Salatzubereitung würde uns indes wohl weniger zusagen, da der damals übliche, sehr reichliche Essigzusatz die Salate zu einem sehr sauren Vergnügen machte, ausgenommen nur einige Arten, wie z.B. der gesottene Zwiebelsalat, Rettich- oder Orangen- und Zitronensalat (letzteren aus kleingehackten Zitronenschalen), denen Zucker beigefügt wurde. Außerdem liebte man Salate von jungen Pimpernellen, Kapern (statt der teuren Kapern nahm man in der Regel in Essig und Salzwasser, eingemachte Holunderbeeren), Affeln, jungen Disteln und Holunderstrieben, Kürbis, Artischocken, römischen Wicken, Borretschwurzeln und Kraut sowie Granatapfelkernen, die als besondere Delikatesse für Feinschmecker galten. Besonders gelungene Salate bestreute man gern mit bunten lebenden Blumen oder kleingehackten roten Rüben, um der fertigen Platte ein möglichst hübsches Aussehen zu verleihen. Die Vorliebe für Salat war so groß, daß man auf den vornehmen Tafeln jener Zeit nicht selten zwanzig bis dreißig verschiedene Salate antreffen konnte.

Und unsere Vorfahren hatten recht. Das Pflanzenreich bietet eine so unendliche Fülle von Nahrungsstoffen, die unserem Gaumen munden und unseren Körper kräftigen, daß wir uns gerade jetzt mehr denn je an die „grüne Küche" halten sollen, auch wenn es sich ab und zu einmal um ein vielleicht noch ungewohntes Gericht handelt. Denn was deutsche Arbeit deutschem Boden entrang, gibt uns Kraft zum deutschen Sieg!

Der Krieg und die Höflichkeit.

Eine Tatsache fällt immer wieder auf und sie dürfte sich bei allen gegenwärtig kriegführenden Völkern wiederholen: Würde und Gerechtigkeit in der Beurteilung des Feindes, Achtung vor seinem Menschentum, Anerkennung seines Wertes, ja — wenn man so sagen darf — „Höflichkeit des Herzens", im Umgang mit ihm, sind gegenwärtig fast mehr an der Front und im Schützengraben zu Hause, als bei den Zurückgebliebenen, deren Leidenschaften doch, wie man zunächst denken sollte, weniger direkt gereizt und in Mitleidenschaft gezogen sind. Aber die Tatsache ist am Ende verständlich. Es sind im Grunde zwei ganz verschiedene Tendenzen, die sich im geistigen Leben der nichtkämpfenden Bevölkerung mehr als sonst abheben, je nach Temperament und Weltanschauung des Einzelnen. Die eine übersteigert das nationale Moment zu einer Bedeutung, die mit seinerlei historischen Bedingungen mehr im Einklang steht. Sie möchte die wirtschaftliche und kulturelle nationale Abgeschlossenheit des eigenen Landes, die doch nur vorübergehender Notlage entspringt, am liebsten zu einem dauernden Grundsatz in alle Ewigkeit festlegen. Sie erschöpft sich in unaufhörlicher Wortenergie gegen alles, was an Eigenart außerhalb der eigenen Nation dasteht. Die andere Tendenz versteift in das gegenteilige Extrem. Sie übersieht ebenfalls in gutgemeintem Idealismus alle nun einmal vorhandenen historischen Realitäten und Gegensätze und huldigt einem gefühlvollen Internationalismus, der den großen treibenden Kräften der Geschichte fassungslos gegenübersteht. Diese beiden Tendenzen können nur gedeihen, wo die Phantasie in ihrer isolierten Abgeschlossenheit freies Spiel hat und nicht dauernd vom wirklichen Erleben korrigiert wird. Ist es im ersten Falle der Intellekt, der hemmungslos wuchert, so ist es im zweiten Falle das Gefühl.

Es ist daher begreiflich, daß dort, wo nur die Tat regiert, und wo jede Stunde und jede Minute festgestellten Widerstand und Taten auch auf der gegnerischen Seite bringt, die beantwortet sein wollen, alle Uebertreibungen verschwinden und alles Verurteil den Maßstab der Gerechtigkeit zur Grundlage hat. Der Soldat, der im Zwange der kriegerischen Notwendigkeit steht, berauscht sich nicht an Worten und Gefühlen, sondern alleln an einem klugen Leben. Es ist, als ob sich die Geradlinigkeit der militärischen Oekonomie und Technik direkt auf das soldatische Denken und Handeln überträgt. Darum steht gerade der wahre Krieger immer über den Krieg hinweg nach dem Frieden als Zweck und Ziel. Dieser höhere Zweck führt ihn niemals zu intellektueller und moralischer Isolierung, sondern verbindet ihn innerlich mit der tiefen Kultur aller Nationen. Er gibt dem Kriege, was des Krieges ist — nicht mehr.

Von dieser gewaltigen moralischen Erziehung der Millionen, die jetzt im Felde stehen, wird zweifellos ein starker und wohltätiger Einfluß auf die Haltung der Völker in ihrem gegenseitigen Verkehr auch in späteren Friedenszeiten ausgehen und nichts vermag dem Chauvinismus ebenso wie der nationalen Hyathie mehr entgegenzuarbeiten, als eben der Krieg.

Der Hut auf dem Ohre.

Wozu dient der Frauenhut? Zum Schutze des Kopfes? — Diese Antwort der Modedame gilt nicht — und aus dieser unanfechtbaren Tatsache hat eine neue amerikanische Hutmode die kecke Folgerung gezogen, daß sie den Hut vom Kopfe aufs Ohr verschob. Dieser neue Modehut wird nach seiner Gestalt der „Matjeslorm-Hut" genannt und in zwei verschiedenen Modellen angefertigt, wovon das eine flacher ist und eine breitere Krempe zeigt, während der andere eine topfartige Form aufweist. Das erste Modell wird durch eine lange wallende Feder, das andere hauptsächlich durch Spitze verziert. Beide Formen sind nur klein und werden wirklich und wahrhaftig auf dem rechten Ohre getragen, also daß sie nur einen kleinen Teil des Kopfes bedecken. Da aber die unbesonnene Natur das Ohr nicht zum Tragen eines Hutes eingerichtet hat, so muß der „Hut auf dem Ohre" auf irgend eine Weise festgehalten werden. Dies geschieht bei dem einen Modelle durch ein stammgeschnürtes schmales Sammetband, das in der Art eines Diadems quer über die Stirn läuft, bei dem anderen Modelle bemüht man zu demselben Zwecke ein Spitzenband, das die ganze Stirn bis dicht über die Augen überspinnt. Daß diese jüngste Ausschweifung der Mode in Deutschland Nachahmung findet, ist wohl kaum anzunehmen.

Mädchen als Schmiedegehilfinnen.

In dem kleinen Ort Eichstätt in Bayern sind die Söhne und männlichen Gehilfen eines dortigen viel beschäftigten Schmiedes im Felde. Kurz entschlossen haben sich die Töchter des Schmiedemeisters an den Amboß gestellt und heißen nun den Vater bei seinem schweren Handwerk — ein Beweis mehr dafür, daß es wenige Gebiete gibt, auf denen nicht vereinzelte Frauen, wenn es darauf ankommt, „ihren Mann stellen" können.

Knackmandeln.

Lösung des Kapselrätsels aus Nr. 20: „Rückzug der Russen aus Westgalizien".

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen.

Die Prämie:
Im Abgrund der Fremden-Legion von Max Ladenberg
entfiel auf Wilhelm Niemann, Ammendorf.

Rätsel.

Was senden ins Feld wir den Lieben dort,
Die tapfer für uns bluten und streiten?

Ein halber Vogel, der stolz und bunt,
Ein Schmuckstück, dem der Anfang fehlt,
Zwei Drittel von einem Teil des Baums,
Was England hat, doch Deutschland nicht,
Zum Schluß da kommt ein Feind dazu.

So scheint es ziemlich wirr und kraus,
Verbunden wird doch was Liebes draus.
In Lazarette und Schützengräben,
In Kriegsquartiere zieht es hin.
Zu tragen der prächtigen Heldenschaar:
Wir denken eurer immerdar.
Der Pfingsten sonnige, wonnige Zeit
Blühe auch euch voll Herrlichkeit,
Daß des Heiligen Geistes Kraft
Segen euch und Siege schafft. (Jens Holmen.)

Anläßlich des Pfingstfestes bringen wir diesmal zwei Prämien zur Verteilung.

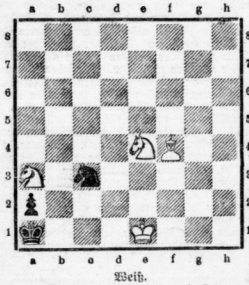
Prämie I: Zur linken Hand, Roman von Max Norda, 2 Bde.

Prämie II: Seeberg, Erzählung v. A. R.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von C. Schwertführer in Wesel.



Weiß. (4+3)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

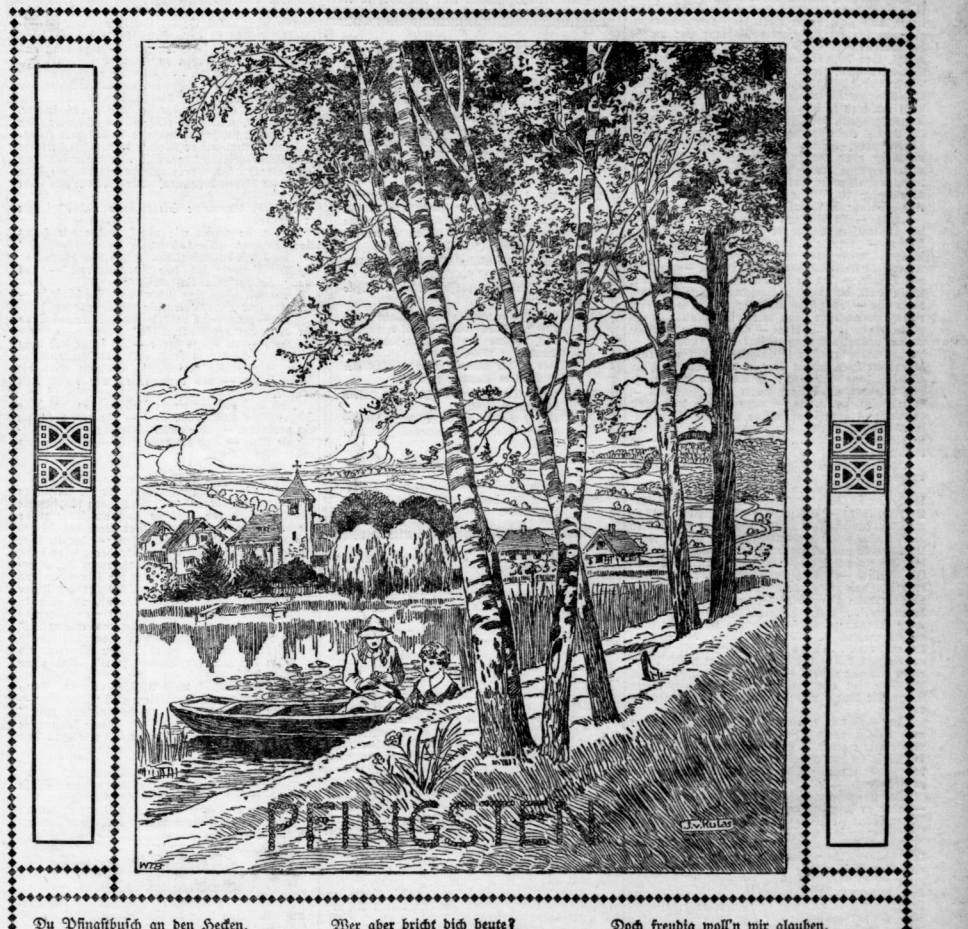
Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 19.
Dreizüger von J. Berger.
W. Ke1, Dh8, Lc3, Sa4, e1, Bd5, f4, g5.
Schw. Ke3, La2, Be2, e4, d6, d7, g4.
1. Dh2, L beliebig; 2. Se3, Kd4; 3. Lf2+ Matt.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 21 — Halle a. S., Sonntag, den 23. Mai — 1915



Du Pfingstbusch an den Hecken,
Wer gab dir Mut, zu blühn?
Auch zwischen Tod und Schrecken
Hing sich dein junges Grün!

Wenn sonst durchs Land dein Frührot'glüht,
Nahm Liebe dich für Liebe mit —
O Klang und Sang und Wanderschritt
Im Morgenrausch der Fluren!

Wer aber bricht dich heute?
In Krämpfen zuckt die Welt.
So schmückt als holde Beute
Die Brüder uns im Feld!

Sie tragen dich durch Brand und Glut
Am Waffenrock, am Eisenhut,
Und mancher färbt dich rot mit Blut,
Du Pfingstbusch von den Hecken!

Doch freudig woll'n wir glauben,
Was uns dein Blühn verheißt:
Auf Schwingen weißer Tauben
Naht bald der heil'ge Geist.

In jedem Auge Heimkehrglanz!
Der müde Schritt wird Sprung und Tanz,
Du aber blühst im Siegeskranz,
Du Pfingstbusch von den Hecken!

Carl Busse.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191505238/fragment/page=0001

Die Siegesgöttin.

Eine Geschichte vom Pfingstfeist.

Von Gabriele Reuter.

„Dieser Krieg — er existiert einfach nicht für uns, meine süße Hely — nicht wahr? Wir ignorieren ihn. . . . Die Schildwache dort unten beim Bahnübergang vor ihrem umlaubten Bretterhäuschen, dieser kleine, ehrbare Schweizer Soldat, wird das Einzige sein, was wir, Gott sei gedankt, von diesem sinnlosen Morden zu sehen bekommen. Gece!"

Hely hatte ihrem Verlobten zugelächelt, als er ihr diese kleine Rede hielt — begleitet von den ausdrucksvollen Bewegungen seiner behenden braunen Finger, von dem Blitzen seiner dunklen Augen, von dem kindlichen Gelächter, das sie so sehr an ihm liebte. Und sie gab ihm tausendmal recht. Sonnenglänzend lag der vergißmeinnichtblaue See um sie her gebreitet, friedevoll ernst erhoben die gewaltigen Berge, ihre Felsenkronen zu den segelnden weißen Sommerwolken, leicht schaukelte ihr Boot am Wiesenufer hin. Und inmitten dieser zaubervollen Schönheit zwei Menschen, die da meinten, den Tag nicht ertragen zu können, wenn sie sich nicht in die Augen geschaut, nicht in langen Küssen alle Süße des Lebens einer von des anderen Lippen getrunken hätten. Zwei sehr feine kultivierte Menschen, welche die Reize aller Länder, die Künste aller Nationen zu kosten verstanden — die es einfach nicht begriffen, daß nun Volk gegen Volk aufstand, denen die Ereignisse dieser Augusttage nur ein Zurückstürzen in eine gräßliche Barbarei bedeuteten.

„Nun — du bist eine Deutsche, Hely —!" rief der italienische Bildhauer mit seinem süßlichen Pathos — „ein Zufall der Geburt — was will das besagen, wenn man eine griechische Nase hat! Ueberdies ich bewundere die Deutschen — ein Volk von Helden. — Du weißt, wie ich Wagner anbete. Mein Gott, du könntest ebensowohl eine Engländerin sein — du bist es in Wahrheit viel mehr, eine rosenzarte englische Lady, wie deine Mutter es gewesen sein wird . . . Rom — unsere ewige herrliche Roma, gab deiner Jugend ihre kostbare Kultur — du hast die Essenz der lateinischen Bildung getrunken, meine Hely, darum liebe ich dich! Laß mich dir einmal sagen, daß ich es nicht begreifen kann, wenn dein bewundernswürdiger Vater nicht mehr lebt — er war Offizier, gewiß — wenn du dich auch nicht erinnerst — alle Preußen sind zu irgendeiner Zeit ihres Lebens Offizier. Er würde dich mit hinreißen in dieses Entsetzen . . . So bleibst du mein — so bleibst du geschützt . . ."

„Ja — geschützt", hatte Helene leise, träumend erwidert und war nicht froh dabei.

O — die englischen Verwandten ihrer Mutter, bei denen sie lebte, waren voller Rücksicht auf ihre Empfindungen — gewiß. Sie mißbilligten sogar in mancher Hinsicht ihre eigene Regierung und zuckten die Achseln, hoben die Brauen, wenn sie mit ihren Landsleuten auf der Veranda des schönen Seehotels den Tee nahmen und die Rede auf den Krieg kam. Da freilich — dieses Deutschland . . . Es war traurig, daß es eine kleine, aber so mächtige Militärpartei besaß, die es in alle diese Abenteuer hineinriß . . . Es mußte gesichtigt, wieder in Ordnung gebracht werden — das war wohl eben nicht anders möglich . . . Und Belgien . . . Sehr belangenswert . . . Man verstummte mit einem Blick auf die Nichte deutscher Abkunft. Man wollte lieber einen Ausflug machen — es sollte dort drüben über dem See eine alte Kirche geben, mit einem feinen Turm, die konnte man besehen und zum Diner zurück sein.

Ja — es war traurig, daß sie ihren Bildhauer noch nicht heiraten konnte — sie sehnte sich so sehr nach einem eigenen Nest — aber der nette Kerl war so fleißig an der Arbeit, schuf ein großes Werk — das sollte ihm die Mittel geben, einen Hausstand zu gründen!

Der Krieg hatte viele seiner Hoffnungen zerstört — aber er war unermüdlich, faßte immer neue Pläne, suchte die Situation auszunützen. Es würde ihm sicher gelingen.

Hely hoffte und glaubte es auch. Die Liebe zu dem schönen, schlanken Italiener lag über ihr wie eine Krankheit, quälte sie mit schwüler Sehnsucht, versenkte sie in eine seltsam aufgelöste Willenlosigkeit. War dies denn Glück? fragte sie oft. Hatte sie sich so das Einswerden mit einem anderen Menschen zu der Heiligkeit der Ehe vorgestellt? Und warum wollte der Druck von ihrem Gemüt nicht weichen? Warum wurde er dumpfer und schwerer, je mehr der Monate vergingen, je gigantischere Formen der Kampf der Völker ringsumher annahm.

Von der englischen Kolonie waren viele heimgekehrt — andere hatten bereits Berichte von Familienmitgliedern zu beklagen. Man äußerte sich schärfer, bitterer, leidenschaftlicher. Hely empfand deutlich, wie ihre Gegenwart peinlich wurde, wie man sie mied. Niemals zuvor hatte sie sich so einsam im Kreise der Verwandten gefühlt. Eine Meinung durfte sie nicht äußern. Ja — hatte sie überhaupt eine Meinung? Ueber dem steten Bestreben, nur gerecht gegen alle zu urteilen, begann ihr sonst gesundes und kräftiges Urteil überhaupt zu versagen. Alles ging wirr und taumelig in ihrem Kopfe durcheinander.

Merkwürdig oft mußte sie an ihre Kindheit denken, an das entsetzende thüringische Städtchen, in dem ihr Vater eine Hofstellung bekleidet hatte. Sie sah sein Grab wieder vor sich, auf dem alten Friedhof mit den großen Fliederbüschen, wo viele weltberühmte deutsche Namen auf den Gedenksteinen standen. Sie erinnerte sich mit einer süßen, stillen Sehnsucht der einfachen mitteldeutschen Landschaft, wo sie mit ihrem Bruder durch die Felder gelaufen war, in den Gärten gespielt hatte. Sie war ihm fremd geworden in den letzten Jahren, seit er nach Südamerika gegangen war und dort in einer sehr abgelegenen Gegend des Innern Ländereien erworben hatte.

Darum erstaunte Hely aufs äußerste, als sie plötzlich ein Telegramm erhielt, das Bills Unterschrift trug und sie bat, zu einer bestimmten Stunde auf dem Bahnhof des nächsten Städtchens zu sein. Er werde auf der Durchreise eine Stunde dort Aufenthalt nehmen, um sie zu begrüßen.

Sie fuhr hin und sah eine braune, sehnige Gestalt auf sich zukommen, mit etwas müden Zügen, aber lachenden Augen.

„Meine Hely — altes Mädel! Ja — was sagst du, mich hier zu sehen! Weißt du — seit Kriegsausbruch hat's mir keine Ruh' gelassen — der Deutsche wachte eben doch mächtig in mir auf! Man weiß doch plötzlich so sicher, wo man hingehört! In die Front, und damit basta! Alles andere zählt nicht! Das kommt über einen, wie der heilige Geist zu Pfingsten über die Jünger kam, daß sie auch plötzlich wußten, was sie zu tun hatten! — Mag alles andere zum Teufel gehen! Ich melde mich als Freiwilliger. Ja — vier Monate bin ich unterwegs gewesen, um den Engländern zu entgehen! Zweimal dachte ich sicher, sie würden mich fassen — na, es sollte nicht sein!"

Hely blickte mit leuchtenden Augen zu ihm auf. Wie stolz war sie plötzlich auf diesen Bruder!

„Ja — altes Mädel, und du?" fragte er. „Warum sitzest du eigentlich hier, gehst nicht hin und hilfst, wo man dich braucht, was?"

„Ich bin doch verlobt", sagte Hely leise.

„Ach so — dein Italiener. Nun — jeder muß wissen, was er tut. Ich könnte jetzt, wo's ans Vaterland geht, nicht unter Engländern und Italienern leben! Aber — wenn man verlibt ist . . ."

Hely neigte den Kopf. Ihr Bruder sollte nicht sehen, wie sie in Scham erglühte. Verliebt — das war es: weiche Bewegungen, eine zärtliche Stimme, diese dunklen, zehrenden Augen — ach — könnte man sich von dem Banne befreien . . .

Und doch — kaum war der Bruder fort, so schlug sie schon wieder den Weg ein, am grünen Fluß entlang, zu Giovannis Atelier. Es lag sehr schön, in einem alten Garten, mit dem Blick auf die Schneehäupter der Alpen.

Der Bildhauer empfing seine Braut mit seiner lauten, kindlichen Freude.

„Gerade habe ich meinen Entwurf vollendet — du kommst zu rechter Zeit, um die Tonstitze zu sehen."

Er schälte eine weibliche Figur vorsichtig aus nassen Tüchern hervor: Eine schwebende Siegesgöttin mit weitgebreiteten Flügeln.

„Siehst du — meine geniale Idee", rief er eifrig. „Eine Viktoria!" Man muß die Zeit ausnutzen! Einer wird ja doch siegen! Der Sieger hat immer Geld, er wird mir meine Statue schon abkaufen! Siehst du, Hely — siegen die Franzosen, so trägt Viktoria eine Freiheitsmütze, und eine krähender Hahn steht zu ihren Füßen; siegen die Deutschen, nun so lehnt neben ihr ein Schild mit dem Reichsadler! Beides ist entworfen, läßt sich dann leicht anbringen! Was sagst du, Hely — man muß aus jeder Situation Nutzen zu ziehen verstehen . . . . Welch ein Gesicht . . . Bist du nicht begeistert von meinem Plan? Oder hat dich der Abschied von deinem Bruder so mitgenommen?"

Hely atmete tief. Aber sie schwieg noch immer. Es war ihr, als werde plötzlich ein Schleier von ihren Augen fortgenommen, und sie sah zum erstenmal den Mann, wie er wirklich war. Ihn hatte sie zum Lebensgefährten gewählt . . . Sie sah, wie seine Brauen sich zornig zusammenzogen, wie seine Augen zu blitzen begannen. Sie fürchtete sich nicht mehr vor ihm.

„Gefällt dir meine Siegesgöttin nicht?" fragte er grollend.

„Nein, sie gefällt mir nicht", antwortete Helys klare Stimme. „Du hast früher Besseres gemacht."

„Was hast du auszusetzen? Laß doch hören."

„Die Viktoria hat kein Knochengerüst — das macht, sie hat kein Vaterland!"

„Sie soll schon eins bekommen. Du hörst ja — sie spart ihre Sympathien für den Sieger auf."

„So — nun — ich danke! Ich habe keinen Sinn für diese Art der Neutralität."

„Hely — du bist so herbe — ich kenne dich nicht wieder! Ich war so froh, eine Idee gefunden zu haben, die Erfolg verspricht! Verkauft wird die Figur sicher — und dann können wir unser Nest bauen!"

„Ich will nicht in einem Nest wohnen, das diese Siegesgöttin baut, Giovanni! — Du hast recht, ich bin verändert — ich glaube, ich werde niemals wieder die Alte. — Und die neue Hely — die kannst du nicht mehr lieben!"

„Ich verstehe nicht . . ."

„Du wirst schon verstehen lernen. Hast du nie vom Geist der Pfingsten gehört, der die Menschen von Grund aus verändert? Der ihnen plötzlich die Kraft gibt, zu tun, was sie noch am Tage zuvor nie zu tun gewagt hätten? Der Geist des Mutes und der Klarheit! Sieh, Giovanni — der ist über mich gekommen, als ich meinen Bruder gesehen habe, der alles, was er sich in jahrzehntelanger Arbeit erworben hat, freudig opferte, um für sein Vaterland zu kämpfen. Er soll seine Schwester an seiner Seite finden! Ich reise morgen ab, um mich in einem deutschen Lazarett als Pflegerin ausbilden zu lassen. Ich will mir ein Vaterland erkämpfen!"

In den dunklen Augen des Italieners zeigte sich maßloses Erstaunen. Seine Lippen zitterten, als er sie zu den hilflosen Worten formte „Und deine Liebe, Hely?"

„Von ihr muß ich wohl Abschied nehmen. Denn sollten wir uns nach dem Kriege auch wiedersehen — verstehen würden wir zwei uns doch niemals mehr!"

Da gewann plötzlich der Zorn in dem Manne die Oberhand. Grimmig faßte er einen Klumpen Ton und schleuderte ihn auf den Fußboden.

„Geh nur — geh nur, und folge deinem Pfingstgeist", höhnte er, „ich habe dich überschätzt."

Hely sah ihn noch einmal mit traurigem Lächeln an. Sie wußte, daß sie ihn nicht mehr sieht.

Und alle Sehnsucht ihres Herzens zog sie hinaus zu der Arbeit für das innerlich errungene und erkämpfte Vaterland.

Gedenktage der Woche.

23. Mai 1498 Der ital. Reformator Girolamo Savonarola in Florenz verbrannt (* 1452).
1707 * Der schwed. Naturforscher Karl v. Linné zu Rashult († 1778).
1836 * Der Geograph Alfred Kirchhoff in Erfurt († 1907).
1838 † Der Geschichtschreiber Leopold von Ranke in Berlin († 1795).
1906 † Der Dramatiker Henrik Ibsen in Christiania († 1828).

24. Mai 1543 † Der Astronom Nikolaus Kopernikus (Copernicus) in Frauenburg (* 1473).
1848 † Die Dichterin Annette Freiin von Droste-Hülshoff auf Schloß Meersburg am Bodensee († 1797).

25. Mai 1667 † Der Maler Wilhelm v. Kügelgen in Bernburg († 1802).
1911 Präsident Porfirio Diaz in Mexiko gestürzt.

26. Mai 1521 Luther wird in die Reichsacht getan.
1700 * Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf, Stifter der Brüdergemeinde, in Dresden († 1760).
1849 † Der Maler Hubert v. Herkomer in Waal in Bayern († 1914).

27. Mai 1564 † Der Reformator Johannes Calvin in Genf († 1509).
1910 † Robert Koch, der Begründer der Bakteriologie, in Baden-Baden († 1843 in Clausthal).

28. Mai 1905 Die Japaner unter Admiral Togo vernichten die russische Flotte unter Rosseswenski bei Tschuschima.

29. Mai 1453 Eroberung Konstantinopels durch die Türken.

Die Mundharmonika.

Von Waldemar Bonsels.

Als die ersten wärmeren Strahlen der Februarsonne in Anneliesens Dachkammer fielen und draußen die Sperlinge im Tauschnee schrieen, öffnete das junge Mädchen das Fenster, nahm die kleine Zaubertrin an ihre Lippen und blies eine Melodie darauf, just wie sie ihr in den Sinn kam. Weder diese Melodie noch die kleine Mundharmonika waren etwas Außerordentliches, solch ein Instrument erhält man überall für ein paar Groschen, und gebildete Leute hätten wahrscheinlich für die Melodie auch nicht viel mehr gegeben. Das muß hier gesagt sein, damit niemand glaubt, es handelte sich um etwas Besonderes.

Es muß alles zusammen gekommen sein, daß von diesen paar Tönen eine Wirkung ausging, die Lippen des Mädchens, ihr goldenes Haar, die Augen darunter, blauer als der Himmel über den Dächern und die Stimmen der Sperlinge, die irgend etwas vom Frühling in ihrem Ton hatten, etwas von offenen Fenstern und warmen Luftzügen. Sicher ist, daß alles um vieles hoffnungsvoller und feierlicher erschien, niemand empfand dies deutlicher als Anneliesens Freund, der Dichter, der im Zimmer saß und ihrem Spiel zuhörte und ihre feine Gestalt betrachtete, wie der Morgensonnenschein einen Lichtrand um ihr Haar und um ihre Schultern legte.

Das ist eine Sache, solch eine Mundharmonika, dachte er und nahm das Instrument und steckte es in die Tasche, als das Mädchen mit ihrem Spiel aufhörte. Sicher glaubte er, damit alles mitzunehmen, was er soeben erblickt hatte.

„Willst du sie haben?" fragte ihn Anneliese, und als er nickte, freute sie sich darüber, ihrem Freund ein Geschenk gemacht zu haben, sie hatte schon lange die Empfindung, noch niemals etwas Rechtes gegeben zu haben, wie es Leuten vorkommen kann, die in der Unschuld ihres Reichtums nicht ahnen, daß sie auch ohne Geschenke das ganze Glück eines anderen ausmachen.

Der junge Mann mußte am gleichen Tage die Stadt verlassen und hatte in der Abenddämmerung einen Zug, der an die Grenze fuhr und voller Soldaten war, die ins Feld hinaus sollten. Er hatte über vielerlei Beschäftigungen des Tages die kleine Mundharmonika vergessen, aber als er nun, da der Zug sich in Bewegung setzte, nach seinem Feuerzeug suchte, um seine Pfeife anzuzünden, fühlte er einen harten Gegenstand in seiner Tasche und zog ihn heraus. Das trübe Licht des Eisenbahnwagens spiegelte sich in dem billigen Blech, die Lackfarbe der Holzleisten war schon etwas brüchig. Mein Gott, dachte er, was soll ich mit dem Ding? Solch eine Harmonika muß im Besitz eines Menschen sein, der darauf spielen kann. Hierin hatte er recht, denn er war unmusikalisch, und, wie die meisten Dichter, mit Angelegenheiten beschäftigt, die ganz erheblich über eine Mundharmonika hinausgingen.

So wandte er sich an einen bärtigen Landsturmmann, der ihm gegenüber in einer Ecke lehnte, und hielt ihm das Instrument hin.

„Vielleicht können Sie es draußen brauchen, oder irgend jemand . . . ." fragte er, nicht ohne Befangenheit und etwas schüchtern, wie man es bei Dichtern zuweilen findet, ohne daß man deshalb allzuviel auf Bescheidenheit schließen darf. Aber der Landsturmmann sah nur die Mundharmonika, er griff ohne viel Umstände zu, lächelte herablassend, und sagte:

„Gib nur her." Wer nähme nicht gern eine Tasche voll Musik?"

Er setzte sie gleich an seine Lippen, sodaß sein struppiger Bart sie fast ganz verdeckte, wie Seegras eine Strandmuschel. Aber die Töne, die unter seiner Hand hervordrangen, waren alles andere als rauh, es waren ein wenig wehmütige, aber feine und süße Klänge eines Volksliedes, und unter ihnen füllte sich der unwirtliche Raum mit seinen kahlen Wänden mit einer seltsamen Feierlichkeit. Niemand sprach mehr laut, sogar ein alter Herr, der eigentlich in der zweiten Klasse hatte fahren wollen, ließ seine Zeitung sinken und schaute über seine Brille auf den Kanonier, der Mundharmonika blies. Draußen zog in gelinder Eile das schlummernde Land in der Dämmerung vorüber und es waren nicht mehr, wie eben noch, Aecker, Wiesen und Bäume, sondern es war das Vaterland. Besonders die Soldaten dachten es, als die kleine Zauberin ihre Stimme erschallen ließ. Seltsam, sogar der eintönige Takt der Räder auf den Schienen schien sich der Melodie anpassen zu wollen. Alle sahen einander viel freudlicher an und die Gedanken der Menschen, die in den Krieg hinaus mußten, wanderten ihrem Ziel in einer ganz neuen Erhobenheit entgegen. Ihr Geschick erschien ihnen gut und ihr Los voller Ehren.

Nun hielt der Zug und der Landsturmmann nahm das Instrument vom Mund. Es war, als würden bunte Bilder ringsumher ausgelöscht und man merkte, wie trüb die Lampen in dem engen Wagen brannten. Draußen zog nun auch schon die Nacht herauf. Der Herr, der sich im letzten Augenblick doch für die dritte Klasse entschlossen hatte, räusperte sich und packte ein Butterbrot aus.

Der alte Soldat wischte sein Instrument am Rock ab, wie die Kinder es mit einem angebissenen Apfel machen, der in den Straßenstaub gefallen ist, und schob es in seinen Rucksack. „Besten Dank", sagte er zum Dichter, der es leider nicht hörte, weil seine Gedanken bei dem offenen Fenster einer Dachkammer weilten, bei den schreienden Sperlingen und beim Glanz der Morgensonne. Nun ja, jetzt hatte er sie fortgegeben, die Harmonika. „Bitte", sagte er nachträglich, denn ihm war, als habe er vorhin etwas wie ein Dankeswort gehört.

Aber die Mundharmonika blieb nicht lange im Besitz des alten Soldaten, er schenkte sie eines Tages draußen im Feld einem blutjungen Infanteristen, der von der Schule fort in den Krieg gestürmt war, als hinge das Heil des ganzen Reichs von den Taten seiner jungen Seele ab. Ich muß erwähnen, daß bereits einer der tiefen Töne des Instrumentes völlig versagte, weil der alte Kanonier, besonders wenn er einen Marsch blies, viel zu entschieden vorgegangen war. Es sind nun einmal Barbaren, diese Deutschen.

Aber das Zauberweich des kleinen Instruments nahm von diesem Tage ab an Macht zu, es schien, als verbände sich sein Weg in den Krieg mit der Absicht einer heimlichen Güte, dies muß gesagt werden, denn eigentlich handelt es sich hier nur um die Schicksale der Mundharmonika. Es war wunderbar, wie ihre singende Seele nun in den Gemütern der Männer im Schützengraben und hinter den Festungswällen Gestalten und Bilder hervorzauberte, die ihren Wert und die unscheinbare Schönheit ihres Klanges weit übertrafen. In jedem Gemüt war es ein anderes Bild, die Soldaten sahen alles, was sie liebten und zurückgelassen hatten. Wälder und Städte tauchten auf, laute Straßen und heimliche Stuben, sonnige Wege am Fluß und stille Dörfer in den Bergen. Auch waren es blonde, stürmische Kinderköpfe oder die verweinten Angesichter mütterlicher Frauen. Und die Soldaten begriffen, daß die Trauer in diesen Zügen ihr ganzes Glück war. Einmal blieb sogar ein Offizier stehen und lauschte. „Es ist etwas Eigenes um die Musik", meinte er, und das will viel heißen, wenn ein Offizier es sagt.

Jedoch das Geschick fügte es, daß der neue Besitzer der Mundharmonika bei einem Sturmangriff gegen die verschanzten Stellungen des Feindes fiel. Er wurde am Morgen an einem Waldhang gefunden, die Hände um das Gewehr und die Stirn im Gras. Das ist das Los der Tapferen, die für ihr Vaterland kämpfen, und sie hätten ihn ruhig zu den gefallenen Brüdern seiner Ehre gebettet, wenn nicht ein Kamerad gerufen hätte:

„Das ist ja Michael, der gespielt hat . . ."

Und über der Erinnerung an das kleine Instrument zögerten die Kameraden, die ihn aufhoben, einen Augenblick und sie schienen auf eigene Weise zu begreifen, daß diese verblichenen Lippen sich niemals mehr öffnen sollten. Einer von ihnen dachte: Wer hofft in der Heimat wohl, daß dieser Mund brechen, daß er verstummt ist?

Er setzte sie gleich an seine Lippen, sodaß sein struppiger Bart sie fast ganz verdeckte, wie Seegras eine Strandmuschel. Aber die Töne, die unter seiner Hand hervordrangen, waren alles andere als rauh, es waren ein wenig wehmütige, aber feine und süße Klänge eines Volksliedes, und unter ihnen füllte sich der unwirtliche Raum mit seinen kahlen Wänden mit einer seltsamen Feierlichkeit. Niemand sprach mehr laut, sogar ein alter Herr, der eigentlich in der zweiten Klasse hatte fahren wollen, ließ seine Zeitung sinken und schaute über seine Brille auf den Kanonier, der Mundharmonika blies. Draußen zog in gelinder Eile das schlummernde Land in der Dämmerung vorüber und es waren nicht mehr, wie eben noch, Aecker, Wiesen und Bäume, sondern es war das Vaterland. Besonders die Soldaten dachten es, als die kleine Zauberin ihre Stimme erschallen ließ. Seltsam, sogar der eintönige Takt der Räder auf den Schienen schien sich der Melodie anpassen zu wollen. Alle sahen einander viel freudlicher an und die Gedanken der Menschen, die in den Krieg hinaus mußten, wanderten ihrem Ziel in einer ganz neuen Erhobenheit entgegen. Ihr Geschick erschien ihnen gut und ihr Los voller Ehren.

Nun hielt der Zug und der Landsturmmann nahm das Instrument vom Mund. Es war, als würden bunte Bilder ringsumher ausgelöscht und man merkte, wie trüb die Lampen in dem engen Wagen brannten. Draußen zog nun auch schon die Nacht herauf. Der Herr, der sich im letzten Augenblick doch für die dritte Klasse entschlossen hatte, räusperte sich und packte ein Butterbrot aus.

Der alte Soldat wischte sein Instrument am Rock ab, wie die Kinder es mit einem angebissenen Apfel machen, der in den Straßenstaub gefallen ist, und schob es in seinen Rucksack. „Besten Dank", sagte er zum Dichter, der es leider nicht hörte, weil seine Gedanken bei dem offenen Fenster einer Dachkammer weilten, bei den schreienden Sperlingen und beim Glanz der Morgensonne. Nun ja, jetzt hatte er sie fortgegeben, die Harmonika. „Bitte", sagte er nachträglich, denn ihm war, als habe er vorhin etwas wie ein Dankeswort gehört.

Aber die Mundharmonika blieb nicht lange im Besitz des alten Soldaten, er schenkte sie eines Tages

Seltsame Pfingstfeiern.

Es gibt kaum ein Fest, das an Geheimnissen, an seltsamen Bräuchen und Sitten so reich ist, wie das Pfingstfest. Mit dem Erwachen der Natur regt sich auch im Menschen ein Ueberschuß an Kraft, der in Gesang und Tanz, in allerlei Scherzen und Umzügen zum Ausdruck kommt. Jedes Land, ja fast jede Stadt hat an diesem Tage eigene Volksbelustigungen, und wenn sich auch heute viele von diesen Gepflogenheiten verloren haben, so gibt es doch noch genug Seltsamkeiten, die an dem „Fest der Freude", wie Uhland Pfingsten genannt hat, auftauchen.

Es ist vielleicht gerade jetzt nicht uninteressant, an das größte Pfingstfest zu erinnern, das mit einem ungeheuren Aufwand an „militärischem" Pomp in den Frühlingstagen des Jahres 1814 zu Mainz abgehalten wurde. Es war die Reichsfeier aus Anlaß der „Schwertleite" d. h. der Wehrhaftmachung der beiden ältesten Söhne Friedrich Barbarossas. Gewaltig war die Menschenmenge, die auf dem riesigen Festplatz in der Rheinebene bei Mainz zusammengekommen war: Fürsten und Bischöfe, Grafen, Freiherren, Gesandte und mehr als 40 000 Ritter waren dem Rufe Kaiser Friedrichs I. gefolgt. Die weite Wiese mit den buntbeflaggten Zelten und der freudig erregten Gästeschar bot ein farbenprächtiges Bild. Am Abend des ersten Festtages erhob sich aber ein gewaltiger Sturm, der außer der Kapelle eine Reihe von Zelten zerstörte und dem Fest ein jähes Ende zu bereiten drohte. Das in großen Scharen herbeigeströmte Volk geriet in abergläubische Furcht, beruhigte sich aber alsbald bei der guten Bewirtung, die der Kaiser seinen Gästen angedeihen ließ. Neben diesem historischen Volksfest riesigen Stils hatten andere berühmte Pfingstveranstaltungen nur örtliche Bedeutung. Gemeinsam jedoch ist allen diesen, bis in die neueste Zeit erhaltenen Bräuchen ein inniger Anschluß an die Natur. Wald und Feld sind die Schauplätze jugendtoller Spiele, festlicher Umzüge, bei denen der Maikönig unter jubelnden Zurufen als Sinnbild des Frühlings ins Dorf geleitet wird, der Reiterspiele, aus denen sich unsere heutigen großen sportlichen Veranstaltungen entwickelt haben.

Ein hübsches Frühlingsspiel hat sich in der Umgegen von Bitterfeld an der Mulde unter dem Namen Dornröschen erhalten. Aus grünen Maienbäumen und Birkenzweigen wird eine Laube mit nur einem Eingang gebaut. Darin sitzt ein Mädchen, die „Braut", die aus der draußen harrenden Schar ihren Burschen herauszusuchen soll. Unter Musikbegleitung zieht die männliche Jugend an der Laube vorbei und sucht einzudringen, wird aber von der Braut solange abgewehrt, bis ihr Erwählter kommt. Der darf eintreten und erscheint dann mit der Braut am Arme, von den übrigen freudig begrüßt. Auch das Wasser spielt bei den Pfingstfeierlichkeiten eine große Rolle. An die altgermanischen Quellopfer erinnern die Brunnen- und Blumenfeste, deren schönstes das der thüringischen Stadt Mühlhausen in Pfpperode ist. Die Quelle wird mit Blumen umstedt, und es werden so lange Blumengewinde in das Wasser geworfen, bis das ganze Becken einen einzigen großen, von schimmernden Fluten umspülten Blütenstrauß bildet. An manchen Orten macht man sich, um der allgemeinen Festlaune ihr Recht werden zu lassen, den etwas derben Spaß, den zappelnden „Wasservogel" in den Dorfbach zu werfen. Im Siegerlande treten, wie Reichardt in seinem Buch von den deutschen Festen in Sitte und Brauch schildert, noch dem Brunnenfeste bei Abends die Burschen allein zusammen und den Mädchen durch verschiedene Zeichen die Meinung des Dorfes über sie auszudrücken. So bedeutet das Streuen von Häcksel vor der Tür einer Dorfschönen, daß man an ihrem Wandel etwas auszusetzen hat. Aehnlich ist es, wenn ein Kirschbaumzweig vor die Tür gesteckt wird. Eine Hagebornzweig bedeutet, daß das Mädchen die jungen Burschen an sich lockt, sie dann aber zum Narren hält. Durch einen grünen Maibaum vor dem Fenster gibt der junge Mann der Geliebten seine ernstlichen Absichten zu erkennen. Früher drietete neben dem Maibaum auch die „Mägdapalme", eine Art Preißelbeere, als Liebeszeichen. In den südlichen Gegenden Deutschlands hatte der gepensterhafte Spiegeltanz viel Anhänger. Am Pfingstsonnabend wurden in jedes Schlafzimmer Spiegel gebracht, die am nächsten Morgen, ohne daß man hineinsehen durfte, verhüllt werden mußten. Erst bei Sonnenuntergang wurden sie in feierlichem Zuge auf die Dorfwiese gebracht, wo um die nie noch immer verdeckten Gläser ein unheimlicher Tanz begann. Darauf wurden die Spiegel wieder in die Häuser zurückgetragen, und um die Geisterstunde konnte ein jeder — so behaupten wenigstens alte Handschriften — seine Zukunft deutlich in dem Spiegel lesen.

Weit verbreitet ist noch der Brauch, zu Pfingsten ein Mädchen in Laub und Blumen zu hüllen, es als „Pfingstblume" zu verkleiden. In Holland wird die „Pinxterbloem" in feierlichem Aufzug durch die Ortschaften geführt. In Flandern sammeli ein weißgekleidetes, mit Blumen geschmücktes Mädchen Gaben ein, die es sich durch Singen verdient hat. Ein ausnahmsweis liebenswürdiges Bild russischen Volkslebens bietet die Pfingstwoche, die Kiesruflen. die Brennnte russische Woche. Die Russellen sind mythische Schönheiten, Nixen, die im rauschenden Wellenreich ihre Heimat haben. Wer sie einmal gesehen hat, ist ihrem Zauber verfallen. Der Sage nach kommen sie zu der angegebenen Zeit ans Land und lassen sich in einem Hain am Ufer des Dnjepr nieder. Die Frauen und Jungfrauen der Umgegend zieren die Bäume dieses Hains mit bunten Bändern, die Bräute winden Kränze und hängen sie an die Zweige der Birken, um dadurch die Gunst der Russalki zu gewinnen. Die jungen Witwen aber legen in einer Grotte, die das „Ohr der Klagen" genannt wird, Kränze nieder und vereinigen sich zum Gesang melancholischer Weisen. In der russalkischen Woche ist es verboten, ein Flußbad zu nehmen oder mit der flachen Hand auf das Wasser zu schlagen, um nicht den Zorn der Russalki zu erregen. Die seltsamste aller Pfingstgepflogenheiten aber ist die berühmte Echternacher Springprozession, die alljährlich am Pfingstdienstag in der luxemburgischen Stadt Echternach stattfindet. Es ist ein Dankfest für das Aufhören des Veitstanzes, der im 8. Jahrhundert in dieser Gegend gewütet hat. Die zahlreichen Teilnehmer des Festes führen, durch festgehaltene Tücher miteinander verbunden, unter Begleitung der Geistlichkeit und einer Musikkapelle auf ihrem Zug nach der hochgelegenen Pfarrkirche die Prozession in der Weise aus, daß je jedesmal nach drei Schritten vorwärts zwei wieder zurücktreten. Auf diese Weise geht man um den Altar herum, auf dem jeder seine Spenden niederlegt.

In diesem Kriegsjahr mag noch an die Maispiele des Dorfes Meckterstädt am Hörselberg erinnert werden. Da wurde vor mehreren Jahren ein Drama aufgeführt, das den Titel „Der Feldzug von 1813/14/15" führte. Nur Männer spielten darin mit. In charakteristischen Masken traten auf Napoleon mit seinen Marschällen, die Kaiser von Rußland und Oesterreich mit dem König von

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191505238/fragment=0002